

# Eine neue Art von Behinderung

Autor(en): **Bodenheimer, Aron R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **34 (1992)**

Heft 1: **Wut**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158281>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## **Eine neue Art von Behinderung**

von Aron R. Bodenheimer

**Der folgende Artikel ist ein Auszug aus einem Aufsatz von Aron R. Bodenheimer. In diesem Essay beschäftigt er sich mit «Erörterungen der Lebens- und Sterbenswertigkeit».**

Ich will von einer Familie in meiner Umgebung berichten. Dort sieht es traurig aus: Gleich beide Kinder von zweien sind der Familie abhanden gekommen. Geographisch haben sie sich nicht sehr weit entfernt, kaum mehr als einen Kilometer, nämlich vom Zürcher Oberstrass-Quartier hinüber bis zum Platzspitz, so klein ist die Entfernung. Dort unten halten Tochter und Sohn sich jetzt den grösseren Teil des Tages auf. Nur wenn es ihnen zu kalt wird, legen Doris und Manfred sich noch tiefer unten, in der Bahnhof-Unterführung, auf den Betonboden. Nach Hause finden sie nie mehr.

Längst braucht man nicht mehr Bewohner von Zürich zu sein, damit man weiss, was es mit dieser Umsiedelung auf sich hat. Und dass der Name Platzspitz mehr indiziert als die alte

Bezeichnung für einen spitzen Platz auf dem Stadtplan. Die beiden jungen Leute, eben aus der Halbwüchsigkeit heraus, sind nicht mehr in einer ordentlich komfortablen Obersträssler Wohnung daheim sondern unter Gleichgesinnten, die ihre verbindende Gesinnung nicht formulieren können oder dürfen: In einer Umgebung, welche, wie Doris und Manfred, von Drogen und einzig für sie, namentlich für deren Beschaffung lebt. Dass sie *keine* Protestbewegung ist, dass sie Ideologie aller Art und Ausrichtung verhöhnt, das ist, was diese Gruppe auszeichnet; was sie eint.

Möglichst wenig Kommentar. Was sich in solchen Zusammenhängen als Kommentar vorstellt, wächst sich leicht in Anklage aus. Eine solche hat noch nie genützt, oft aber geschadet. Und im besondern sei jetzt nichts gegen die Eltern gesagt, gegen die zuletzt. Auch wenn die Leute es nicht lassen können. Hat doch da wieder ein enragiertes Wesen sich berufen gewusst, sich zur bedingungslosen Anwältin der Kinder (allen Alters) gegen deren Elternhäuser zu deklarieren. Dies getan, hat sie ihre ärztliche Praxis aufgegeben. Die Deklaration bleibt also Papier; will sagen, sie bleibt unverbindlich mit Touch von Demagogie. Wenn schon von den Eltern



einer solchen Jugend die Rede ist, die aus dem Rahmen des Geläufigen herausfällt, -flippt, statt in Kirche oder Schule festzusitzen auf dem Stuhle, wenn man Eltern von Kindern mit solch schwierigem Schicksal – schwierig für beide Teile gleicherweise, Eltern wie Kinder – schon in seine Erwägungen einschliesst, so wird man feststellen müssen, dass viele, ja die Mehrzahl unter den Elternpaaren just nicht in alten Regeln erstarrt waren, sondern etwas Neues versucht, oft etwa die Schaffung einer neuen Freiheit angestrebt hatten. Der unglückliche Schicksalsverlauf im Leben dieser Familien, der dann für deren Kinder so deletär herausgekommen ist – und sich in Terror nach aussen (Gewalttätigkeit zur Durchsetzung politischer Gewissheiten) oder nach innen (Rauschgiftkonsum) niederschlägt – rührt, wenn man ihn sorgfältig und gelassen betrachtet, davon her, dass es den Eltern an zureichender Sthenizität, an jenem dafür notwendigen Ausmass an Aggressivität gebricht, welches gefordert wäre, um dem Erkannten und Gesagten auch den Durchbruch zur Tat möglich zu machen. Ein Mangel, nicht ein Übermass an Aggressivität ist also da zu finden, wo die Jungen etwas ahnen und ein Drängen verspüren, Bestehendes zu verändern, und dieses

Missverhältnis ist es dann, welches sie zur Gewalttätigkeit nach aussen oder gegen sich selber treibt. – Woher es denn auch kommt, dass Familien, die durch Generationen im politischen, religiösen, kulturellen, geistigen und namentlich ökonomischen Traditionalismus verweilen, Geschlecht für Geschlecht, und immer nur das Sichere tun, das Anerkannte glauben, das Gewinnbringende errechnen, viel seltener mit Problemen der hier angeführten Art zu tun haben. Übrigens, das Elternpaar von Doris und Manfred ist zur ersterwähnten Variante zu zählen. (...)

Dort drüben am Spitz verbringen die Geschwister das Ende ihrer rasch auslaufenden Jugend – dessen, was von ihr noch geblieben ist. Die Welt in ihrer Weite gehört ihnen, niemand hält sie zurück – nur etwas. Und dieses Etwas macht, dass sie auf dem winzigen Dreieck der Halbinsel eingenistet bleiben, von zwei Seiten durch Gewässer und auf der dritten durch einen unsichtbaren, aber beidseits respektierten leeren Streifen von den eiligen eifrigen Bürgern abgesetzt; auch von den gemächlichen Touristen, von den Bahnreisenden. Jederzeit könnten sie in den Zug steigen, nach überall hin. Aber einzig hier können sie leben, in einem kleinen Park vor dem



## Eine neue Art von Behinderung

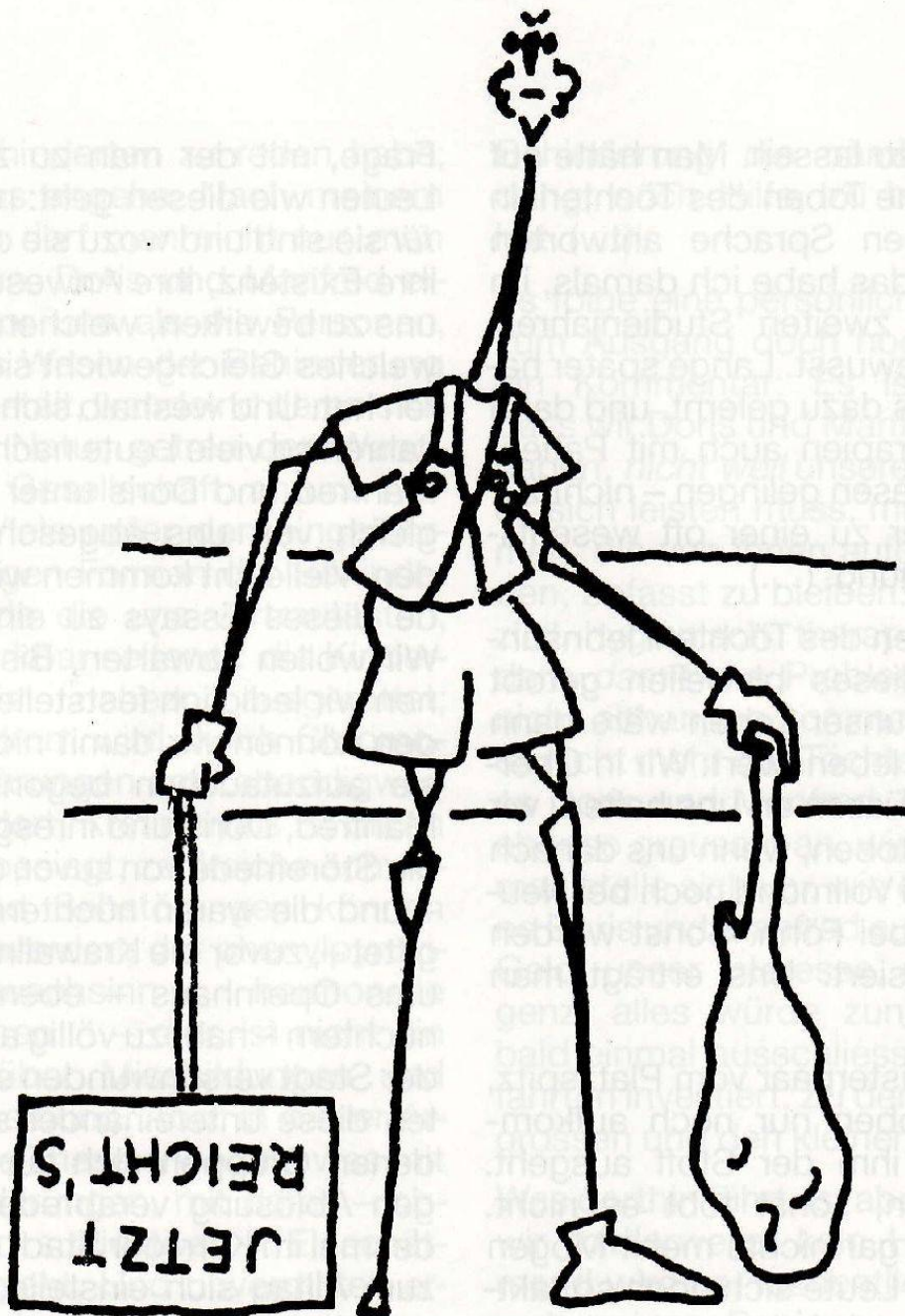
Museum, das von den Taten und Erwerbungen ihrer Vorfahren kündigt. Im Hof des Gefängnisses oder einer Anstalt hätten sie kaum weniger Platz für sich. Dort wären sie eingeschlossen. Hier sind sie ... ach, was heisst schon frei? wer ist schon frei?

Keine weitere Erklärung. Keine zusätzliche Betrachtung, weder eine kritische noch eine moralisierende. Zuallerletzt eine mitleidsvolle. Sie verbiten sich unser Mitleid, Doris und Manfred, und damit haben sie recht. Und darauf haben sie ein Anrecht. (...)

Als junger, noch vorklinischer Student und auch später habe ich öfters meinen Landdienst bei Freunden auf einem Bauernhof im Schwarzenburgerland verbracht. Damals, in den Vierzigerjahren des Jahrhunderts, war im Bernischen mancherorts etwas von der Welt Jeremias Gotthelfs noch lebendig, und ebenso wenig idyllisch. Im Gewerbe neben dem unseren lebte in jener Zeit eine schwerstbehinderte Frau. Sie war zwischen 15 und 65 Jahre alt, und im nachhinein muss ich wohl annehmen, dass es sich um einen nie auch nur mit bescheidensten Mitteln sonderpädagogisch erfassten Fall von Down-Syndrom gehandelt hat (vielleicht war das Ausbleiben jeglicher derartigen Massnahme ein Unglück, vielleicht war es ein Glück –

das weiss ich nicht). Allerdings ist damals auch der endemische Jodmangel-Kretinismus in jener Region noch häufig verbreitet gewesen, und überdies dürfte die Frau geburtstaub gewesen sein. – Wie der Name dieser Nachbarin gelautet hat, kann ich nicht sagen; allgemein hat man von ihr nur als dem Töchterli geredet, weniger geringschätzig als vielmehr wohlwollend, jedoch auch in jener seit langem an religiösen Schwärmern und Sektierern reichen Gegend (Hermann Rorschach hat über sie geschrieben) mit einem Anflug von schauderndem Respekt. Meistens hielt das Töchterli sich bei den Alten im Stöckli auf, aber bisweilen ist es auch, vielleicht um etwas abzugeben, -zuholen, auf unsern Hof herübergekommen. Eindrücklich bleibt mir bis heute gegenwärtig, wie ganz ungewohnt scharf einmal die Mutter von unserer Familie ihren Sechsjährigen gescholten hat, als sie dazukam, wie dieser den Gast von nebenan neckte. Es ist dies ohne jedes Moralisieren geschehen und blieb deshalb wirksam. Übrigens, es war nicht immer einfach mit dem Töchterli. Bisweilen hat es sich nachts laut hören lassen, und das tönte dann recht schauerlich. Halbstundenlang konnte solch ein Lärmen dauern. Auf dem Weiler hat man dann von Neumond oder Vollmond oder von Föhn, je





nachdem, gesprochen. So fiel es leichter, mit den unheimlichen nächtlichen Episoden zurechtzukommen. Eine Ursache war ein Grund; war ein Anlass; war eine Rechtfertigung für

solch störendes Verhalten. Jedenfalls stets Argument genug, die etwa wiederkehrenden Schlafbehelligungen zu ertragen und den leisesten Gedanken an Hospitalisierung nie auch nur



aufkommen zu lassen. Man hätte auf das nächtliche Toben des Töchterli in seiner eigenen Sprache antworten sollen. Aber das habe ich damals, im Beginn des zweiten Studienjahres, noch nicht gewusst. Lange später habe ich einiges dazu gelernt, und dann konnten Therapien auch mit Patientinnen wie diesen gelingen – nicht zur Heilung, aber zu einer oft wesentlichen Beruhigung. (...)

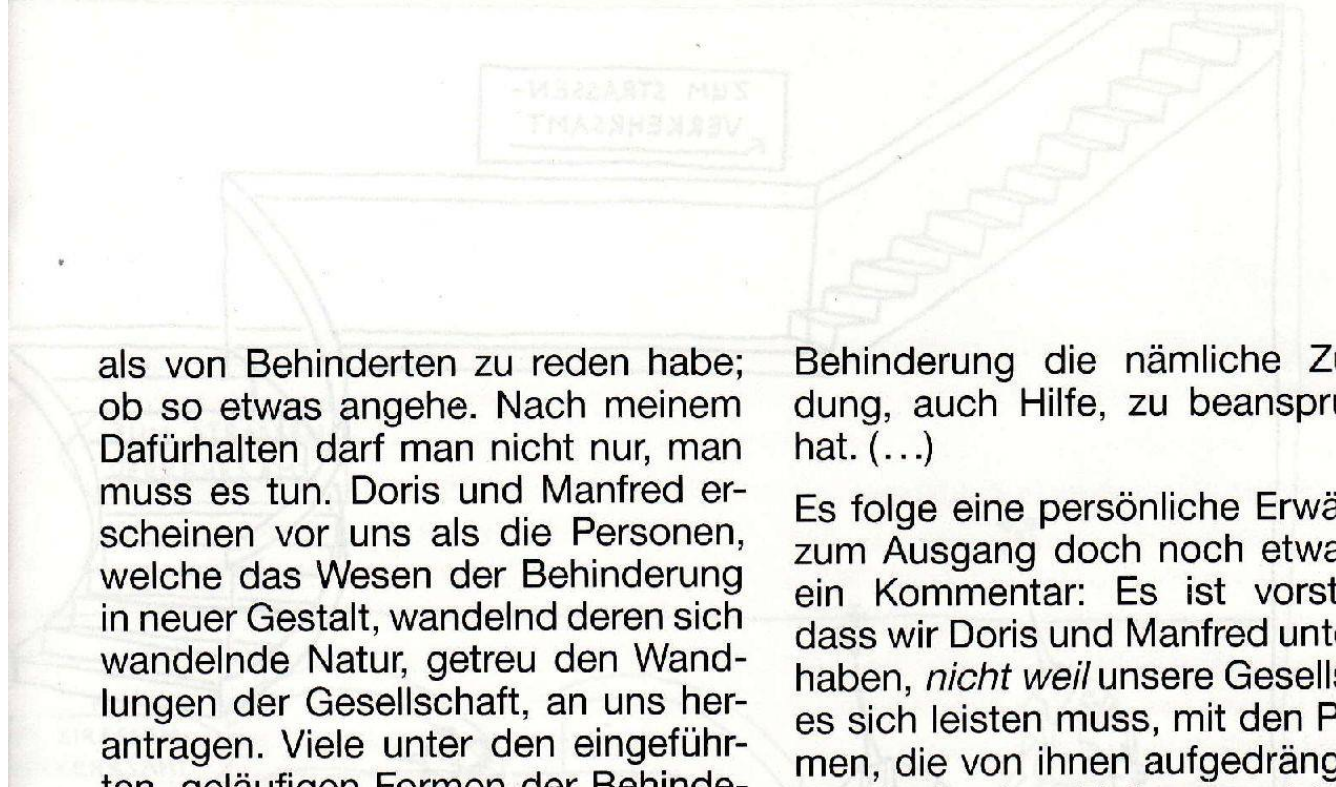
War das Leben des Töchterli lebensunwert, weil dieses bisweilen getobt hat? – Nun, unser Leben wäre dann noch minder lebenswert: Wir in Oberstrass, wir müssen an uns halten, wir dürfen nicht toben, wenn uns danach ist, weder bei Vollmond noch bei Neumond noch bei Föhn. Sonst werden wir hospitalisiert. Uns erträgt man nicht tobend.

Das Geschwisterpaar vom Platzspitz, lässt sein Toben nur noch aufkommen, wenn ihm der Stoff ausgeht. Sonst – nein, sonst tobt es nicht. Sonst tut es gar nichts mehr. Mögen nun manche Leute sich noch so taktlos geben, es wird niemand so bösarig sein, Doris oder Manfred zu fragen, weshalb sie dort sind, wo sie sind, noch weshalb sie so sind, wie sie sind. Ohnedies wäre um die beiden herum nur *eine* Frage sinnvoll und ein-sichtsfördernd – und dies ist nicht die

Frage, mit der man zu zwei jungen Leuten wie diesen geht: nämlich, *wofür* sie sind und wozu sie da sind. Was ihre Existenz, ihre Anwesenheit unter uns zu bewirken, welchen Effekt oder welches Gleichgewicht sie zu bewahren hat. Und weshalb sich seit einigen Jahren so viele Leute nach der Art von Manfred und Doris unter uns, wenngleich von uns abgeschirmt, befinden. Vielleicht kommen wir gegen Ende dieses Essays zu einer Antwort. Wir wollen abwarten. Bis dahin können wir lediglich feststellen – begründen können wir damit nichts –, dass sie aufzutauchen begonnen haben, Manfred, Doris und ihresgleichen, als die Störefriede von zuvor, die Chaoten – und die waren nüchtern, nicht vergiftet –, zuvor die Krawallmacher rund ums Opernhaus – ebenfalls stocknüchtern – nahezu völlig aus dem Bild der Stadt verschwunden sind, als hätten diese untereinander so verschiedenen Gruppen sich zur gegenseitigen Ablösung verabredet, damit jedesmal im Kern der Stadt ein Kontrast zum Alltag sich einstelle, und jedesmal ein anderer.

An dieser Stelle drängt wohl eine Frage sich vor, ein als Frage daherkommender Ordnungsruf: ob man denn von Doris und Manfred, den beiden Angehörigen der Platzspitzgruppe,





als von Behinderten zu reden habe; ob so etwas angehe. Nach meinem Dafürhalten darf man nicht nur, man muss es tun. Doris und Manfred erscheinen vor uns als die Personen, welche das Wesen der Behinderung in neuer Gestalt, wandelnd deren sich wandelnde Natur, getreu den Wandlungen der Gesellschaft, an uns herantragen. Viele unter den eingeführten, geläufigen Formen der Behinderung, gerade die uns vertrautesten, werden merkbar seltener: die Kinderlähmung ist nahezu ausgerottet; Down-Syndrom wird durch Chromosomenabklärungen am Lebendigwerden verhindert; Kretinismus ist durch Jodierung besiegt; zahlreiche schwere Hör- und Sehstörungen können vermieden werden; der phenylpyruvische Schwachsinn..., hormonelle Dysfunktionen... – dies ist nicht ein Lehrbuch über Missbildungen und deren Vermeidung. Aber in dieser Arbeit wird die These erwogen, was mit den Behinderungen, mit deren – objektiver und subjektiver – Einschätzung geschieht. Und unvermittelt ergibt sich daraus die Feststellung, dass sich, ebenso wie neue Krankheitsformen (unter denen Aids nur die populärste, weil geheimnisvollste ist) auch neue Arten von Behinderung einstellen. Wie der Zustand von Doris und Manfred. Und dass deshalb diese

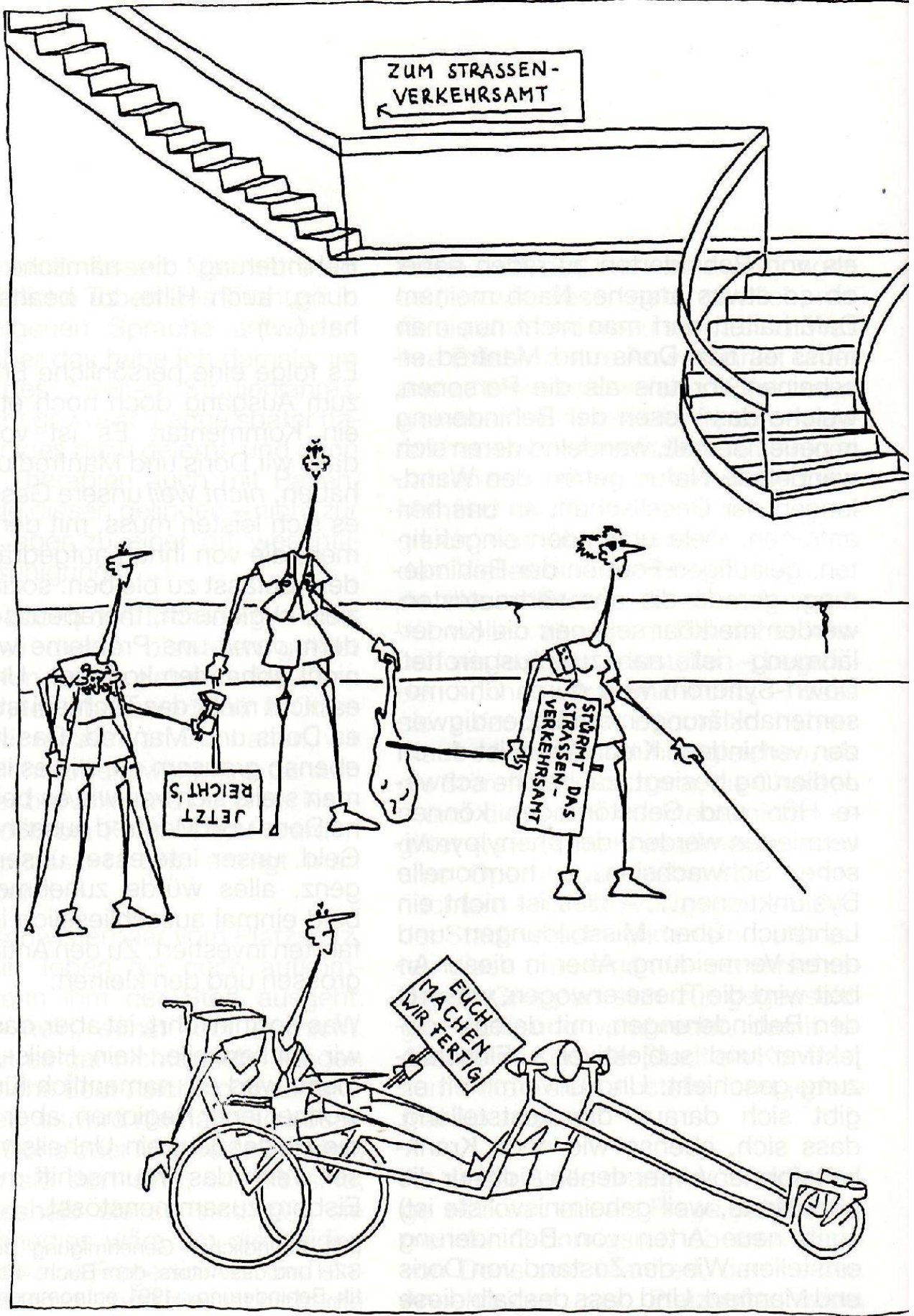
Behinderung die nämliche Zuwendung, auch Hilfe, zu beanspruchen hat. (...)

Es folge eine persönliche Erwägung, zum Ausgang doch noch etwas wie ein Kommentar: Es ist vorstellbar, dass wir Doris und Manfred unter uns haben, *nicht weil* unsere Gesellschaft es sich leisten muss, mit den Problemen, die von ihnen aufgedrängt werden, befasst zu bleiben: sozial, finanziell, hygienisch, therapeutisch. Sondern *damit* uns Probleme wie diese nicht abhandeln kommen. Und wenn es nicht mehr das Töchterli ist, so sind es Doris und Manfred. Das hört sich ebenso grausam an, wie es ist. Allein, man stelle sich vor, wie es bei uns ohne Doris und Manfred aussähe: Unser Geld, unser Interesse, unsere Intelligenz, alles würde zunehmend und bald einmal ausschliesslich in Kreuzfahrten investiert. Zu den Antillen, den grossen und den kleinen.

Was dorthin führt, ist aber, das wissen wir mittlerweile, kein Heils-, zunehmend wird es, namentlich für die Bewohner jener Regionen, aber auch für die Reisenden, ein Unheilsweg, ausser wenn das Traumschiff mit einem Eisberg zusammenstösst. ■

(Mit freundlicher Genehmigung der Edition SZH und des Autors, dem Buch: «Ethik, Genetik, Behinderung», 1991, entnommen.)

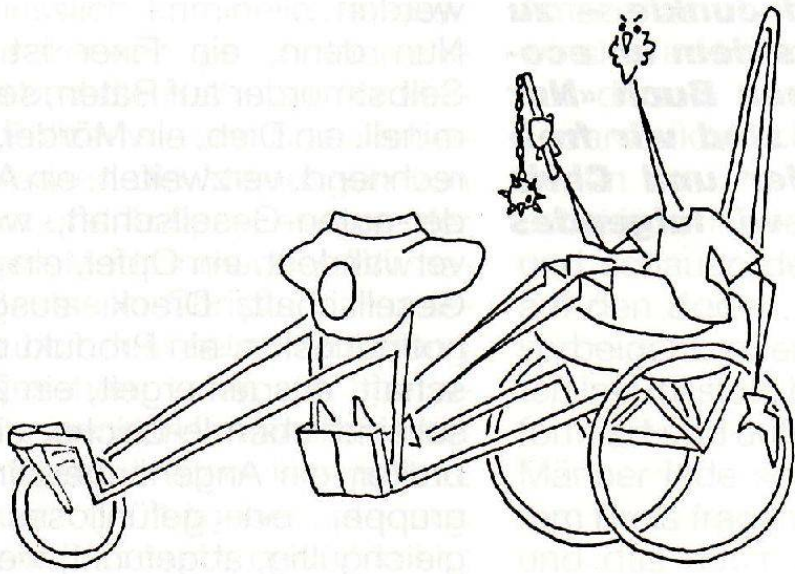
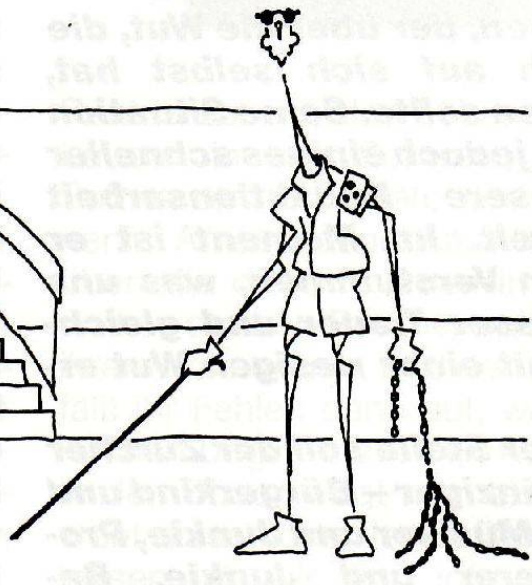
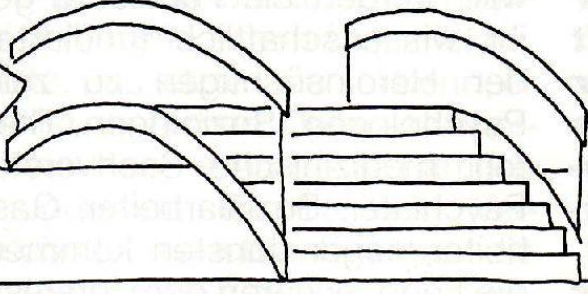






ZUM STRASSEN-  
VERKEHRS AMT

ZUM STRASSEN-  
VERKEHRS AMT



Justina